

**Walter Kempowski:****Das Echolot. Barbarossa '41.**

Ein kollektives Tagebuch,  
München : Albrecht Knaus 2002,  
733 S., Euro 49.90

Von der unablässigen „Penelope-Arbeit des Eingedenkens“ hat Walter Benjamin einst gesprochen. Gleich Marcel Proust, den Benjamin mit dem homerischen Vergleich charakterisierte, ist Walter Kempowski Schriftsteller, aber kein Weber der unwillkürlichen Erinnerung, sondern ein akribischer Nachlasssammler, einer, der in abgelegten oder schon veröffentlichten Briefen, Tagebüchern, Memoiren das Leben von einst besichtigt. Sein artistisches Prinzip ist die Materialverwertung, seine Masche, Textkörper zu zerschneiden und sie im Blick auf den

Zweiten Weltkriegs anders, nämlich zu frischen Bildern seiner Tage, zusammenzufügen. Über die Schlacht von Stalingrad und die Auflösung der Ostfront hat der obsessive Archivaliterat 1993 und 1998 schon voluminöse Kriegstagebücher des Kollektivs in Patchworkmanier vor-gelegt. Jetzt liefert er eine diaristische Montage zu dem 60 Jahre zurückliegenden Beginn des Russlandfeldzuges, gleichsam eine musikalische Komposition der Stimmen oder eine bildnerische der Urkunden. Wie die trostsuchende Frau der Odyssee in Erwartung des fernen Heimkehrers nächtens auflöst, was sie vor den Freiern am Tage wirkt, sucht auch der Textzertrenner und Textweber Erbauung und Erhebung über die kleine Gegenwart. Nur liegen die, über deren Texte wir uns beugen, fast alle schon unter der Erde, sind gefallen, ertrunken, hingerichtet. Es ist ein Chor der toten Seelen, dem Kempowskis Eingedenken gilt.

Noch ist der Weltkrieg völlig unentschieden, keiner der Teilnehmer, nur der Leser kennt den Ausgang. Wie also zeigen sich die Zeugen in ihren Funktionen und wie fühlen sie, wie bewältigen sie den Augenblick? Die Beschreibung des Wissens- und des Bewußtseinsstandes erfolgt in zwei zusammenhängenden Blöcken, beschränkt sich auf die ersten 17 Tage des Vormarsches und des Geländegewinns, und die letzten Wochen des Jahres, nach dem überraschenden Kälteeinbruch in Russland am 4. Dezember und dem Kriegseintritt der USA als Reaktion auf den Überfall auf Pearl Harbor am 7. Dezember. Die

tags zuvor einsetzende Gegenoffensive der Russen traf die ausgehungerten, frierenden, medizinisch schlecht versorgten deutschen Soldaten unvorbereitet und besiegelte, jedenfalls im Rückblick, das Scheitern der Kriegsziele im Osten. Wie die Front mal zurückgenommen, mal nach vorn verlegt wurde, schildern die Berichte im Hin und Her der Befehle vom 15. Dezember anschaulich. „Die Russen haben Hitlers „größte Armee der Welt“ zerbrochen“, hält Bert Brecht am 23.12.41 in Santa Monica fest. Die Chronik ist also komponiert nach dem existentiellen Lebensgesetz von Auf und Nieder, Vorwärts und Zurück. Die Optimisten sehen die schöne Junisonne, das „Hitlerwetter“ des Überfalls, Emil Barth aber meint: „Was ist das heute für ein schwarzer Tag!“

Abgesehen von der Besetzung des Baltikums, den Berichten der Liquidationen und der Einkesselung von Leningrad werden andere Stationen des Feldzuges, die Eroberung der Krim etwa, die deutsche Winteroffensive auf Moskau, nicht gezielt in den Blick gebracht, geschweige die Geschichte von Armeen und Bataillonen. Hier beherrscht allein der subjektive Erfahrungshorizont des isolierten Individuums die Perspektive, ohne daß ein Kommentar die zitierten Orts- und Personennamen oder auch die zahlreich abgekürzten Fachausdrücke erklärt. Vergeblich sucht der Leser die Lokalitäten, Orel, Rostow, Borrisow, in der Osteuropakarte des Anhangs, selten findet er Unterschriften unter den Fotos. Sie sind, die Schneeverwehung oder der

Schnappschuß auf eine geschlossene Tür am 31. Dezember, plakativ gemeint, ähnlich wie die von Kleppers Tagebüchern abgeguckten Losungen der Brüdergemeinde zum Anfang des Tagespensums und die Schlagertexte zum Ende. Diese sprachautonomen Texte sind denn auch den Zeugen bedeutsam. „Vor kurzem eigentlich erst bin ich auf die Bibel gekommen“, meint der 1944 gefallene Hermann Kükelhaus vor Moskau. „Im Radio wieder wahnsinnige, schöne, sinnliche Musik, und meine Sehnsucht wächst und wächst nach Dir“, hält der SS-Mann Felix Landau fest, ein sentimentaler Mörder, der im selben Atemzug die Blutarbeit der Polen-Erschießungen protokolliert.

Das Schreckensszenario fordert Sinnfindung, das Papier dient den Schreibern, sich zu finden. Sie müssen, zumeist, etwas berichten, das drückt ihren Texten die Würde auf. Klage und Zuspruch werden laut: „In welcher einer Zeit leben wir! Wo gibt es noch ein unberührtes, nur in sich ruhendes Leben?“ meint Paulheinz Quack. Wie er sehnen sich viele nach einer fragwürdigen Idylle, nach dem Trost, den das Essen, der Schlaf, das Kerzenlicht, die Kameradschaft, die Heimat und die Religion bereithalten. Die Briefnotiz Faulkners vom 6. Juli über seine Figuren trifft auch auf die Angehörigen der Wehrmacht und ihre Gegner zu: „Sie wollen anständig sein, nicht weil sie an sich bewundernswert sind, sondern um mit sich selbst leben zu können und in Frieden mit sich zu sterben, wenn die Zeit da ist“. Die Historiographie der Beobachter wird zum Psychogramm.

Benn, wie immer skeptisch, vermutet hinter dem „Geheimnis unserer Siege – die Vernichtung als Maßstab und die Zahl der Leichen als Erfolg – die Familie u. alles, was dazugehört, so armselig und kläglich machend.“ (4. Juli) Der Krieg zeigt den Soldaten verschiedene Gesichter, die Erfahrung der Natur oder der russischen Kultur, das Erlebnis der Technik, des Todes und der Zerstörung, vor allem das Selbsterlebnis des strapazierten Körpers: die Entbehrungen des Hungers, die Beschwerden durch Läuse, mangelhafte Unterkunft, die Unbilden des Wetters und der Wege. Und zwischen den Zeugnissen unvoreingenommener Wahrnehmung und eigenen Denkens begegnen Bekundungen der Indoktrination. Eine Mutter unterzeichnet die Todesanzeige des Sohnes „Mit stolzer Trauer“, was schon der regimiekritische Fritz Lehmann als „völlige Verirrung des Gefühls“ pointiert. Persönlichkeitsstärkend wirkt die Propaganda bei dem Soldaten Helmut N.: „Unser Volk ist zur Rettung und Führung Europas berufen“.

Kempowskis Blick auf seine Chronisten, vornehmlich einfache Frauen und Männer, dann Intellektuelle, Politiker, Militärs, ist global orientiert. Gespräche in Washington, im Kreml, Schicksale im Iran, in Singapur werden registriert. Von der entrückten Warte der Künstler und diplomatischen Beobachter, vom Rande her führen die Tageskommentare ins Zentrum, in die Kampf- und Todeszone, bis in den trostlosen innersten Kreis des Grauens. Danuta Czechs Eintragungen im Kalendarium des

KZ Auschwitz-Birkenau beschließen regelmäßig vor dem schrillen Schlussakkord des Schlagers die Collage. Mit solch heftigen Dissonanzen überläßt Kempowski die Antwort auf die Sinnfrage ganz seinen Personen. Fortlaufend aus ihren Aufzeichnungen zitierend, ihnen mit den biographischen Splintern immer vertrautere Konturen gebend, zieht er eine vertikale Linie in den eintönigen Horizont des permanenten und disparaten Kriegspanoramas und bringt es so in Bewegung. Weitgehend hat der Archivar neben den Hinterlassenschaften unbekannter Menschen wiederum die schon in den früheren Echolot-Bänden genutzten Bücher der Literaten und Politiker exzerpiert, enervierend häufig etwa Thomas Mann. Aber wenn er die Notizen Horst Langes oder den 1996 publizierten Briefwechsel der Eheleute Neuhaus übersieht, setzen die erstmals ausgewerteten Bestände aus Sankt Petersburger Archiven aussagekräftige Kontraste. Eindrucksstark, schonungslos berichten die Leningrader Russen vom Terror der Bomben, von Kälte und Hunger, der zum Verzehr weichgekochter Lederriemen, gar zum Kannibalismus nötigt, vom moralischen Verfall. Die Niederschriften geraten teilweise zu Beichtgeständnissen. Die Personen bleiben auch in diesem Oratorium der Not wiederzuerkennen, dank der Isolierung der bildhaften, beschreibenden, berichtenden Passagen in den eingesehenen Quellen und der Reduktion auf das Typenhafte. Arthur Binz stellt sich als „Bücherfreund“

vor, der über Grimms Märchen den Krieg vergisst, Walter Melchinger, der Liebhaber Grillparzers, als Kämpfer „für das Gute, um das Böse auszurotten“, Jochen Klepper, der schon mit seiner von Deportation bedrohten Frau den Selbstmord ins Auge fasst, als Ästhet der Adventsstimmung. Neben dem gelassenen Ironiker Erich Kuby steht der unbekannte Soldat mit einem von Ausdrucks- und Rechtschreibfehlern belasteten Weihnachtsgruß an die Kinder. Der Oberstabsarzt W. Lindenschmidt hält es mit der Gemütlichkeit, auch wenn es „in der Nähe kracht“. Die an Hitler glaubende Grete Dölker-Rehder kommt nicht los vom Tod ihres vermissten Sigfrid. Die Neugier auf die Schreiber wird nur spärlich befriedigt, das Datenraster, ziemlich uneinheitlich übrigens, ist in ziemlicher Unbekümmertheit erstellt, das Register nicht ganz zuverlässig. „Ein kollektives Tagebuch“ heißt der Untertitel. Die Zeitzeugen denken im Zusammenhang, die Einzeläußerung findet ein Echo, ein laut bestätigendes und verstärkendes oder ein widersprechendes, sinnverzerrendes. Ein Bogen spannt sich von Hitlers schwadronierenden Monologen von einer neuen Autobahn zur Krim, dem „deutschen Süden“ der Volksgenossen, bis zu den Briefen Heinz Behnckes, der wie ein Tourist seinen „Lieben“ von den Reiseeindrücken auf dem Transport in die Karpaten erzählt. Derweil die Truppen, unter Frosterkrankungen leidend, auf dem Zahnfleisch marschiert, stilisiert sich Goebbels großmäulig zum „Schmied der deutschen Seele“. Die von ihm

propagierte Sammlung wärmender Wollkleidung nimmt der Fotograf Eitel Lange zum Anlaß, mit dem Kammerdiener in die übervollen Schränke von Hermann Göring zu sehen: „Weißt Du, was er gegeben hat? Zwei alte SA-Uniformen, eine Segelmütze und ein Paar Tennisschuhe.“ Wie wahr die der militärischen Führung geltende Bemerkung „Es lockten die goldenen Generalsrauten“ – so Fritz Lehmann – angesichts der stolzen Notiz Halders: „Ehrendegen wird mir durch Gyldenfeldt überreicht.“ Victor Klemperers Gewissheit: „Er fällt“, Thomas Manns Hoffnung auf die „Austilgung des Gelichters“, seine Wut auf die „dumme Kröte, wann wird sie zertreten“ erhalten Kontur durch die Staatsstreichpläne Ulrich von Hassells. In ihrem bürokratischen Apparat und ihrer Aggressivität kommt die nazistische Verschleppungs- und Ausrottungsmaschinerie zur Darstellung. Ein Beobachter schildert die Knüppelmethode bei der Erschlagung von litauischen Juden, der Polizeioffizier Salitter beschreibt den Transport rheinischer Juden auf der Strecke Düsseldorf-Riga, Dr. Becker, „Fachmann für Vergasungsfragen bei der Vernichtung von Geisteskranken“, berichtet zum Dezember 1941, „daß die seelischen und moralischen Belastungen der Erschießungskommandos nicht mehr tragbar seien und daß deshalb die Vergasungsaktion gestartet worden sei“. Die Ermordeten werden nicht gezählt, nur die Verluste in der Armee: Sie betragen nach General Halder am 14. Dezember eine Dreiviertelmillion.

Kempowskis Umgang mit der Geschichte ist von anderer Art als der der Poeten und Historiographen, und nicht von ungefähr hat er eine einschlägige kritische Notiz Paul Valéry's vom Vorabend des „Unternehmens Barbarossa“ in sein Mosaik eingefügt: „Sie liefern eine Erzählung, und eine Erzählung absorbiert alles – es ist die Form des Formlosen – und die Verfälschung der Beobachtungen, die sie mit sich bringt oder erzwingt, ist unmerklich.“ Der von Valéry gesehene „Neuheit, die nicht nur Neuheit der Ereignisse ist – sondern ebenso sehr Neuheit der Modi ihrer Aufzeichnung“ trägt der Erzähler Kempowski durch das moderne Prinzip dokumentarischer Collage Rechnung, dadurch, daß er das Erzählen anderen überläßt und damit den Einfall des Augenblicks und den Atem des Zeitgeistes einfängt. Es ist eigentlich das Erzählen, was Benjamin in seinem berühmten Lesskow-Aufsatz als die Aura mündlicher Überlieferung beschreibt. Indem der Verfasser des „Echolots“, alles andere als Anthologist kanonischer Texte, im Massiv der Schriftstücke, die die Toten überlebt haben, die roten, die blutroten Fäden aufspürt und sie im Zerteilen der Originale verbindet, wird Geschichte als Weltgericht sichtbar, bei dem die Toten im kommunikativen Gemurmel authentisch ihr letztes, ihr ureigenes Wort sagen. In dieser Aufmerksamkeit auf die menschliche Not und den Schlund der Geschichte liegt eine unendliche Trauer über dem Buch.

Gert Oberembt